

Wie aus der Pistole geschossen

Krieg in der Alltagssprache

Inzwischen fehlen mir manchmal die Worte. Einmal darauf aufmerksam geworden, wieviele Redewendungen Sprache des Krieges sind, konnte ich das Notizbuch mit Kampf-, Verletzungs- und Tötungsworten nur zu schnell füllen.

Da ist, um eine gewisse Chronologie zu wahren, zunächst mal das Ritterturnier so nahe, als fände es täglich in unseren Hinterhöfen statt: die SPD hat eine Hochburg, wir wollen für die Frauen eine Lanze brechen, Marlene sitzt auf dem hohen Roß; das Argument muß hieb- und stichfest sein, das ist ein ganz schön zweischneidiges Schwert und Helmut Kohl will die Freiheit wieder stärker ins Visier nehmen. . .

Auch bei anderen, altväterlichen Begriffen wie dem Rededuell, der Spiegelfechtereier oder der an sich erfreulichen Tatsache, daß jemand gestieft und gespornt sei, fällt das Lächeln noch leicht. Es vergeht mir aber, wenn offensichtlich wird, daß unsere Gefühle sich besonders plastisch bei konventionellen Schußwaffen aufgehoben fühlen: wenn ich nicht mehr mag, werfe ich die Flinte ins Korn, wenn ich mich geärgert habe, bin ich geladen. Wir nehmen den 218 auf's Korn, du hast gestern dein Pulver verschossen, und Franz Joseph Strauß ist ein ganz anderes Kaliber. In der Diskussion wird schweres Geschütz aufgeföhren, Susés Einwand kam wie aus der Pistole geschossen, der Text ist unter aller Kanone.

Ganz selbstverständlich reden wir Frauen mit denselben Vergleichsbildern wie die Männer, benutzen Kriegs- und Truppenbeschreibungen für Umgangsformen, als kämen wir gerade aus dem Felde. Ganze Regimenter bewegen sich vor unserem inneren Auge, sehr traditionsgebunden im technisierten 20. Jahrhundert: wir machen einen Vorstoß, scheren aus, gehören dem rechten oder hoffentlich linken Flügel an, schlagen eine Bresche. Da erobert jemand den Weltraum oder auch nur eine Frau: jeder sein eigener Imperialist; es gibt ein Heer von Schaulustigen, Arbeitern, Aufständischen. . . Bei der Gründung der Frauenzentren auf dem Vormarsch sein, mit dem Verlagsprogramm in die nächste Etappe gehen, — ich habe einen Angriff auf die Finanzgruppe gestartet, du solltest jetzt mal auspacken vor versammelter Mannschaft, wir sind ja eine schöne Truppe. In Bezug auf Elisabeth hast du freies Feld, die führt hier das Regiment. Das war zum ersten Mal ein Erfolg auf der ganzen Linie, das ist die Stoßrichtung meiner Argumentation; wir kommen einfach mit der ganzen Kolonne, geh du schon mal das Terrain sondieren. Ich steh hier nur auf Beobachtungsposten, die Schlacht heute abend haben wir noch mal gewonnen; du bist auch nicht gerade von der schnellen Truppe und auf dem Reaktionsstisch sieht's wieder aus wie auf dem Schlachtfeld.

Daß die elende Mediensprache auch in dieser Beziehung ein Ausbund an Phantasielosigkeit und Brutalität ist, hat mich am wenigsten verwundert: eine Kampagne wird abgeblasen, Schmidt hat leider immer noch das Kommando, Herr Albrecht weigert sich, zurückzutreten ins Glied, Kohl steht auf verlore-

nem Posten. Zwischen den Schwesterparteien herrscht im Moment Waffenruhe, in der Gewerkschaft kommt es zu einer Verbrüderung an allen Fronten. Die linken Gruppen rekrutieren, legen die Marschrouten fest, treten geschlossen zum Kampf an.

Nun hört ja unsere Kriegsgeschichte nicht mit den Mann-gegen-Mann-Kämpfen des alten Preußen auf, die neueren Technologien rücken nach: der Film ist einfach bombig, bei der Bemerkung ging sie hoch wie eine Rakete, es war eine Bombenstimmung, das ganze Unternehmen ist doch ein einziges Himmelfahrtskommando. Unser Nahziel ist das nächste Heft, unser Fernziel die feministische Revolution. Man muß die Frauen mit Informationen bombardieren.

Und ganz besonders locker gehen uns die Schießereien von der Zunge: hier wird heute abend aber scharf geschossen, die Gisela schießt immer gegen die Grünen, wollt ihr mich ab-



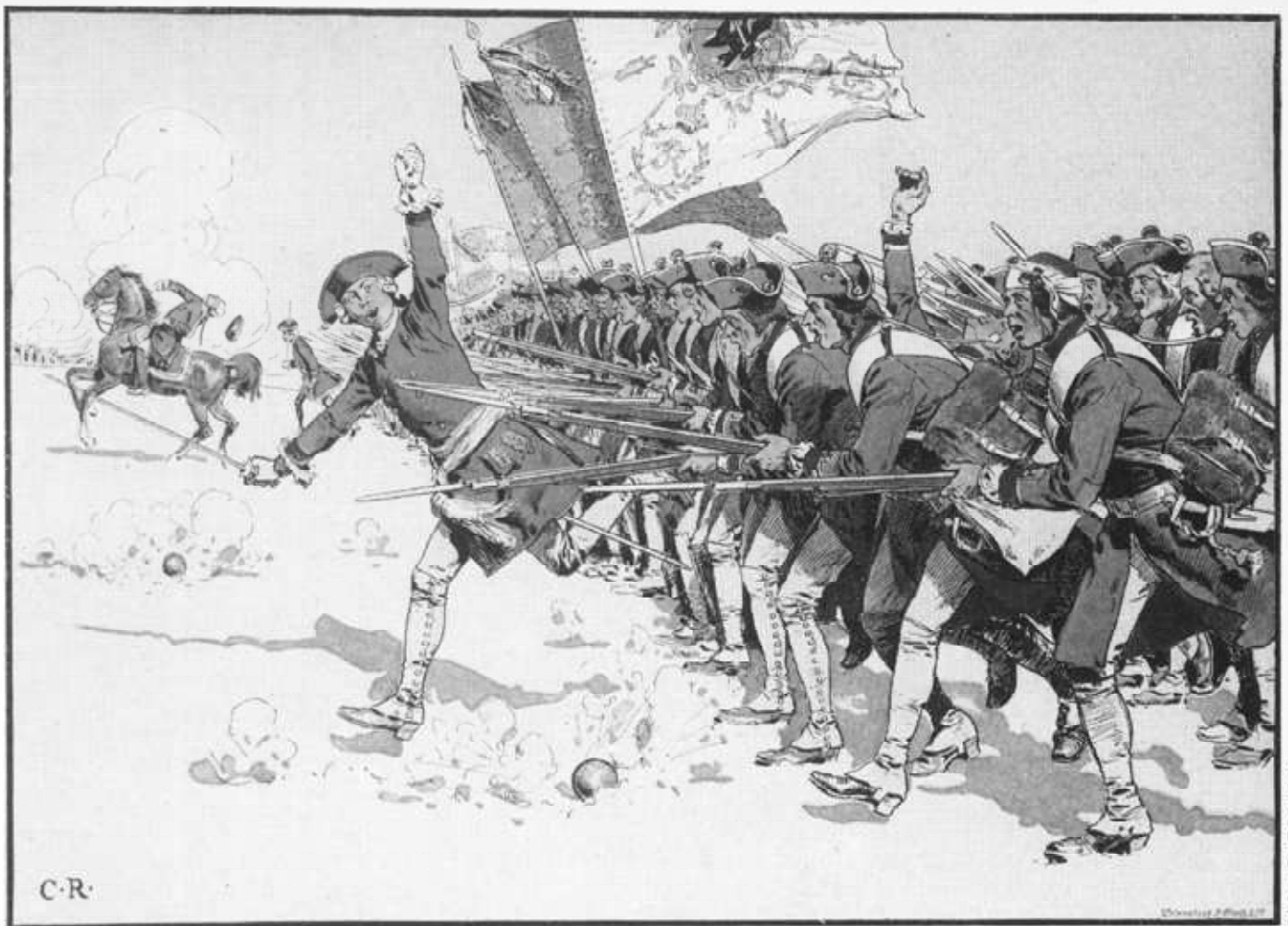


Abb.: C. Röchling

C.R.



Abb.: R. K. Kotel

schießen oder was?, ich werd mich hüten, die anzuschießen, ansonsten bin ich gut in Schuß, dann schieß mal los, das ist ja zum Schießen. —

Was sind wir, wenn wir so treffsicher, zielsicher und gut bewaffnet sind mit Argumenten? Zuallererst wohl mal eines: angepaßt an eine Sprache, die die soziale Erfahrung des Soldaten scheinbar auch die unsere sein läßt, die mit jeder Silbe eine Abstumpfung und Brutalität trainiert, die unsere soziale Rolle angeblich gar nicht verträgt. In der Sprache üben wir, im Gewinner-Verlierer-Prinzip zu denken; Gefühle, Prozesse, Unwägbarkeiten werden in das Korsett des Faktischen und Gegensätzlichen gepreßt. Alles Überflüssige kommt weg, wie in einem Film Chaplins, als er alles, was aus dem Koffer noch rausguckt, abschneidet. In der Sehnsucht nach Übersicht und Bewältigbarkeit stützen wir uns auf eine Sprache, die neben der begrifflichen Einübung von Gewalt auch noch die Entdramatisierung und Verharmlosung dessen leistet, was durch Kriege Schreckliches passierte und passiert. Denn noch gehören die Verbrechen, die in Kriegen begangen werden, zu den läßlichen Aggressionen, fürs Vaterland schießen ist eigentlich wie gar nicht schießen, „das schlug ein wie eine Bombe“ spricht sich gut aus der Abwerferperspektive. Wie die Krimis, in denen böse Verbrecher mit Gewalt von guten Polizisten verfolgt werden, die einzige Form sind, aggressive Lust offen zu zeigen, mag auch die Schieß-, Tötungs-, Gewaltsprache manche Lust kanalisieren.

Nur, die „Kanäle“, die uns die Sprache bereitstellt, sind die einer männlichen und pervertierten Erfahrung allein. Verleugnerisch benutzen wir sie, gewieft im Darstellen einer geborgten Identität, deren Zwang wir nachträglich noch als eigene Stärke verkennen. Aber leider ist die herrschende Sprache noch immer die Sprache der Herrschenden. Und also nicht unsere.

Sabine Zurmühl